



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kunst und Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kunst und Literatur.

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. In drei Theilen. Dritter Theil. Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Drittes Buch. Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur. Erste Abtheilung. Die Sturm- und Drangperiode. Zweite Abtheilung. Das Ideal der Humanität. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 1869 u. 1870.

Ein Werk der Wissenschaft kann nie in sich abgeschlossener Organismus sein wie ein Werk der schönen Kunst; es strebt immer über sich hinaus, da die Wissenschaft keine Grenze, keinen Stillstand erträgt, und immer in ihrer Wesenheit den Inhalt ihrer Werke selbst bildet, während das Werk der schönen Kunst nicht diese an sich darstellt, sondern einen anderen Inhalt hat, den es nur in eine bestimmte künstlerische Form bringt. Darum ist es auch unrecht, an wissenschaftliche Werke einen absoluten Maßstab anlegen zu wollen; es gibt eben keinen; es handelt sich bei jedem nur darum, ob es einen Fortschritt implicite, ob es eine höhere Staffel auf der unendlichen Stufenleiter zur absoluten Wahrheit einnehme oder nicht. Nur von diesem Standpunkt aus ist eine gerechte Würdigung auch des vorstehend angeführten Werkes möglich; nur indem man anerkennt, was es Bedeutendes im Vergleich mit dem Früheren geleistet, wie es uns in der Kenntniß und Würdigung unseres Geisteslebens weiter gebracht hat, wird man ihm gerecht und erhält dadurch die Befugniß, auch das, was es noch ungelöst gelassen hat, sowie die Widersprüche hervorzuheben, denen es nicht entgangen ist.

Sehen wir auf die beiden hauptsächlichsten Vorgänger Hettner's, Gervinus und J. Schmidt, so ergibt schon der erste Anblick, daß das, was man Gefinnung zu nennen pflegt, d. h. die sittlich-gemüthliche Stimmung, die bei Auffassung, Beurtheilung und Darstellung der historischen Erscheinungen vorwaltend ist, — bei allen Dreien so ziemlich dieselbe ist: sie sämmtlich stehen auf dem Standpunkte des sogen. modernen liberalen Bewußtseins, das in der ganzen Entwicklung des Geisteslebens nur die Entwicklung des Menschen zur Freiheit und in der Freiheit anerkennt. Desto mehr weichen sie in historischer Methode, philosophischer Denkart, empirischer Anschauung und ästhetischer Darstellungsweise von einander ab. Gervinus und Hettner — um den weniger disparaten J. Schmidt hier aus dem Spiele zu lassen — stehen sich in dieser Beziehung zwar nicht als Antipoden gegenüber, wohl aber wie das Entwickelte dem minder Entwickelten, das Vielseitige dem Einseitigen, das Flüßige dem Starren Opposition macht und es aufhebt. Wenn Gervinus noch ganz im alten historischen Pragmatismus befangen ist und durchaus auf dem Standpunkte des gewöhnlichen Rationalismus steht, der, mit bettelstolzer Verachtung auf die speculative Philosophie herabsehend, den gemeinen Menschenverstand zum Urquell seiner Einsicht macht; wenn er in seiner rigoristisch-schulmäßigen Einseitigkeit, zur Empfindung und Würdigung ganzer Kreise und Richtungen des menschlichen Thuns, Denkens und Fühlens ganz unfähig ist; wenn er endlich es nicht versteht, anschaulich darzustellen und leicht faßlich, abgerundet zu schreiben, wenn es ihm mit einem Worte an der gestaltungsfähigen Composition wie an der Grazie des Styls gebricht: so ist bei Hettner der immense Fortschritt in allen diesen Beziehungen nicht zu verkennen. Bei ihm ist der einseitige dürre Pragmatismus, der das Einzelne nur aus dem Einzelnen herleitet, einer freieren und weiteren Auffassungsweise gewichen, die die einzelne Erscheinung als Glied eines großen Ganzen, als Entwicklungsmoment des freien Geisteslebens zu begreifen weiß, und der dürre empirische Rationalismus des gemeinen Menschenverstandes, der nichts ist als die willkürliche Fixirung, der Ver-

standesthätigkeit auf einer gewissen Linie, über die hinauszugehen dem Empirismus zu unbequem ist, hat einer tiefern philosophischen Ansicht Platz gemacht, die allen Erscheinungen, selbst den antipathischen ihr Recht widerfahren läßt. Dazu kommt bei Hettner ein unendlich weiterer Horizont, der nicht nur speciell die schöne Literatur, sondern überhaupt die ganze Literatur in allen ihren wissenschaftlichen und künstlerischen Bethätigungen, und neben ihr alle schönen Künste selbst umfaßt und sie als Zweige des einen großen Baumes der menschlichen Geistessthatigkeit betrachtet; dabei aber nicht bloß unendlich weiter, sondern auch viel mannichfaltiger und geistig reicher ist, indem sich in ihm ein geistreiches Verständniß, eine sinnige Theilnahmefähigkeit, eine naturwüchsigte Kraft der Aneignung für die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse, Denk- und Empfindungsweisen, Charaktere und Persönlichkeiten, sinnliche und geistige Potenzen vorfindet, wie sie bei der starren und einseitigen Subjectivität Gerwinus' ganz unmöglich sind. Ganz entsprechend dieser unendlich größeren Mannichfaltigkeit des Inhalts des Hettner'schen Werkes sowohl nach der Tiefe, wie nach der Höhe und dem Umfange, ist auch dessen Darstellungsweise anschaulicher, sowohl was die genetische Anordnung und Entwicklung des Stoffes, also die Composition, als was die charakteristische, plastische Schilderung und klare, fließende, manchmal gar überquellende, immer aber angemessene Ausdrucksweise betrifft.

Alle diese Vorzüge der Hettner'schen literaturgeschichtlichen Auffassungs- und Darstellungsweise treten uns in verdoppelter Macht in den beiden vorliegenden Bänden entgegen, deren so höchst dankbarer Stoff, die klassische Epoche unserer Literatur, in seiner so sehr anziehenden Natur auch auf den Verfasser eine wahrhaft animirende Wirkung gehabt haben muß, so sehr zeichnen sich beide Bände durch gehobene Stimmung, Schwung der Rede, Reichthum der Gedanken, liebevoll eingehendes Urtheil und strömenden, manchmal selbst in die Breite überschwelenden Fluß der Darstellung und Schilderung aus. Ja, selbst das, was man, wenn man auf einseitigen Standpunkt sich stellen wollte, als Fehler hervorheben könnte, die vielfachen Widersprüche, die man aus den Ansichten und Urtheilen des Verfassers herauslesen kann, das scheinbar Schwankende in manchen seiner Meinungen, ferner die manchmal bis zum fast schattenlosen Idealisiren seiner Helden gehende Begeisterung für dieselben, endlich das im Eingehen auf interessanteres Detail häufig zu auffällige Verlieren des Ganzen durchziehenden Fadens, sowie der mitunter nicht zu zügelnde Ueberschwang der Diction, die sich gern in verbindungsloser Aufeinanderfolge einzelnen abrupten kurzer Perioden in besondern Absätzen ergeht — alle diese scheinbaren Fehler sind doch nur die Rehrseiten ebenso vieler guten Eigenschaften, die es nur nicht vermochten, sich in harmonischer Uebereinstimmung mit dem Stoff und unter einander selbst zu setzen. So fließen die meisten Widersprüche in Ansichten und Urtheilen, das Schwankende in denselben, lediglich aus der vielseitigen Ueberzeugungs- und Empfindungsstreuung des Verfassers, der es vorzieht, lieber die Gegensätze, die er noch nicht zu vermitteln, die Widersprüche, zu deren Lösung er noch nicht zu gelangen vermag, in ihrer gegensätzlichen Ursprünglichkeit vorzuführen, als gegen seine Ueberzeugung einseitig die eine Meinung vor der andern mit parteilicher Consequenz zu begünstigen, während ihm doch sein natürliches Wahrheitsgefühl sagt, daß das, was er auf der einen Seite als Axiom, als Resultat seiner Reflexion aufstellt, doch auf der andern Seite nicht durch die unmittelbare historische Realität bestätigt wird und nicht mit seiner intuitiven Empfindung durchweg harmonirt. So ist er z. B. seiner Denkweise nach ein ausgesprochener Partisan der Aufklärungsbildung, deren Ansichten als maßgebend und die Grundlage für unsern ganzen modernen Bildungszustand bildend anzuerkennen, ein Grundzug der historischen Auffassungsweise, fast ein Lehrsatz Hettner's ist. Ein Anderer würde dies einseitig, mit Verschweigung alles dagegen Sprechenden rationalistisch doctrinair durchzuführen gesucht haben; nicht

so Hettner, der, wo es die Gelegenheit mit sich bringt, nicht den geringsten Anstand nimmt, alle Unzulänglichkeiten, Einseitigkeiten, Oberflächlichkeiten und Geschmacklosigkeiten der Aufklärungswissenschaft wahrheitsgetreu zu betonen, und es somit vorzieht lieber seiner Theorie, als der geschichtlichen Wahrheit zu nahe zu treten. — Nehmlicher Weise wird Rousseau und sein Naturevangelium als die eigentliche Wurzel nicht nur der deutschen Sturm- und Drangperiode, sondern speciell auch der ganzen literarischen Thätigkeit Herder's dargestellt, und aus des letzteren „Rousseaubegeisterung alle jene gewaltigen Ideen zur Umgestaltung und Verjüngung der Wissenschaft und Dichtung, welche seine eigensten und bleibendsten Thaten geworden sind“ hergeleitet. Und doch steht Hettner mit treuer Wahrheitsliebe nicht an, als „Herder's eigentliche Urthat, als die treibende Kraft und Lebensseele seines gesammten Empfindens und Denkens seine geniale Einsicht in Wesen und Ursprung der Volkspoesie“ zu bezeichnen, mit andern Worten sein eminent historisches Talent des Eingehens in die concreten Zustände und Eigenthümlichkeiten historisch gegebener Zeiten und Völker, eine Gabe, die himmelweit entfernt ist von dem rein rhetorischen, durch und durch antihistorischen Genie Rousseau's, dessen Begeisterung für Natur und Naturzustände nur auf moralischen Velleitäten und den Fiktionen einer willkürlichen, in leeren Idealen sich bewegenden Phantasie beruht, die sich in den Dienst der Zeitstimmungen begeben, und nur durch letztern Umstand einen momentanen so an- und aufregenden Einfluß gewonnen hat, daß sie wie später bei der politischen Umwälzung in Frankreich, so schon früher in Deutschland, das die Geister der Sturm- und Drangperiode hauptsächlich mit in Bewegung setzen half, von realem, d. h. positiv befruchtendem, schöpferischem Einfluß weder auf diese, noch weniger aber auf Herder geworden ist; denn Herder's Humanitätsévangelium ist innerlich durch und durch verschieden von Rousseau's Naturanbetung, und nirgends tritt dieser Unterschied augenscheinlicher hervor, als in der treuen und lebensvollen Schilderung, die Hettner von der geistigen Wirksamkeit Herder's entwirft. Am meisten aber macht sich diese Treue der aller Einseitigkeit abholden Empfindungsweise Hettner's, die niemals aus doctrinairer Interesse, sich selbst verleugnend, auf eine Meinung schwört, in den Goethe gewidmeten Capiteln geltend.

Hettner hat sich in seiner Begeisterung für den großen Dichter eine eigene ideale Theorie über denselben gebildet. „Der Drang, den vollen und ganzen Menschen aus sich herauszubilden, begrenzte und vertiefte sich bei Goethe zu einer umfassenden Vielseitigkeit und Tiefe der Bildung, wie kein anderer Mensch sie jemals erreicht hat, und zugleich zu einer sittlichen Maßbeschränkung und inneren Harmonie zu einer Sophrosyne und Kalokagathie im schönen antiken Sinne des Wortes, die ihn zu einem der Größten und Weisesten aller Menschen, zu einem Urbild und Vorbild schönsten und reinsten Menschenthums macht. Die Fortbildung und Versöhnung des Werther ist Tasso und Wilhelm Meister. Der willenskräftige und klar bewusste Künstler seines Lebens wird auf der heitern und klaren Höhe des sittlichen Ideals der Dichter der modernen Bildungskämpfe und der Dichter der Herzensirungen.“ „Goethe und Schiller sind nicht bloß die dichterischen Befreier der Deutschen, sondern weit mehr noch die sittlichen. Die Ueberwindung der Sturm- und Drangperiode war die Zügelung der entfesselten dunkeln Gemüthsmächte zu freier Selbstbeherrschung, der Uebergang von der Sophistik zur Sophrosyne, von der Freigeisterei der Leidenschaft zur versöhnten und in sich befriedigten Besonnenheit. Der Begriff des reinen und freien Menschenthums war wiedererobert. Es war die Eroberung des hehren Ideals vollendeter Bildungsharmonie, oder des Ideals vollendeter und reiner Humanität. Nach jahrhundertelanger willkürlicher Selbstentfremdung hatte sich der Mensch endlich selbst wiedergesunden.“ „Es ist eine der wunderbarsten Thatfachen, in welcher großartig freien und lebendigen Weise diese beabsichtigte künst-

lerische Wiedergeburt hellenischer Art und Kunst ihnen (Goethe'n und Schiller'n) gelang. Vor Allem „Phigene“, „Tasso“, die „Römischen Elegieen“, „Hermann und Dorothea“ und die gleichzeitigen kleinern Idyllen Goethe's sind die unvergänglichen Denkmale dieses gewaltigen Strebens. Wie bei den Bauwerken, Statuen und Gemälden der großen Italiener des sechzehnten Jahrhunderts, so ist auch hier die einfache Reinheit und Großheit der alten Kunst höchstes Muster und wird, weil die Gesinnung und Denkart mit der Gesinnung und Denkart des Alterthums im tiefsten Grunde verwandt ist, mit glücklicher Genialität nachgebildet und erreicht; aber hier wie dort bleibt das Heimische und Eigenartige, das Recht und der lebendige Herzschlag der Gegenwart gewahrt und führt zu den reizvollsten Erfindungen. Es ist Renaissance im höchsten und schönsten Sinn. Wer hier von willkürlichem und gewaltsamem Abfall von der Macht und Frische des Volksthümlichen spricht, ahnt und weiß nicht, daß in der vollendeten Kunst Gehalt und Gestalt unbedingt eins sind.“

Aus diesen Stellen des dithyrambischen Encomismus, in welchem Hettner den „gottbegnadeten Jüngling“ feiert, läßt sich ungefähr die Theorie, die er sich von Goethe gemacht, abstrahiren. Aber es wäre höchst ungerecht, wenn man annehmen wollte, daß sich Hettner dieser Ansicht wie zweier Scheuleber bedienen wollte, die ihn verhindern, seinen Helden auch von anderen Seiten zu betrachten. Gleich hinter der ersten der angeführten Stellen wird doch zugegeben, daß Goethe trotz der größeren Tiefe und Weite des geistigen Gehaltes und der überragenden Höheit und Reinheit seines Seelenlebens doch Shakespeare nicht an poetischer Schöpferkraft gleichkomme; daß also die Ausbildung des „Menschheitsideals“ auf dem isolirten Gebiete des ästhetisch Schönen — (denn eine Ausbildung dieses Ideals auf den anderen Gebieten menschlicher Geistes-thätigkeit wird selbst der überschwänglichste Bewunderer Goethe's diesem nicht vindiciren) — selbst nicht einmal zur höchsten Potenz auf diesem Gebiete führe, ein Ziel das nur durch die harmonische Ausbildung des ganzen Menschen, nicht nur als eines ästhetischen, sondern auch als eines intellectuellen und noch mehr als eines sittlichen Wesens, dem die Gebiete des Staates und der Religion nie fremd werden dürfen, zu erreichen ist. Ja, dieses wird indirect von Hettner selbst zugestanden, indem er nach dem Satze von der Wiedereroberung des Begriffs des reinen und freien Menschenthums, des hehren Ideals vollendeter Humanität durch Göthe und Schiller, diese Eroberung gewissermaßen wieder in Zweifel stellt, indem er sagt: „Aber das Verhängnißvolle war, daß mit dieser fortschreitenden inneren Bildung die äußere Gestaltung der Dinge nicht Schritt hält.“ „Was naturnothwendig sich in innigster Einheit und Wechselwirkung durchdringen und bedingen, was einander heben und tragen soll, Theorie und Praxis, die Idee reiner und schöner Menschlichkeit und das staatliche und gesellschaftliche Dasein derselben, stand sich fremd gegenüber, war durch eine jähe unüberbrückbare Kluft getrennt.“ Der durch Göthe und Schiller wiedereroberte Begriff des reinen und freien Menschenthums scheint demnach nur ein abstracter, höchstens auf dem Gebiet des Schönen zu wirklichem Leben gekommener gewesen, mit nichten aber eine Verwirklichung der Idee reinen und schönen Menschenthums gewesen zu sein. „Die gesammte Entwicklung unserer großen Literaturepoche ist durch diesen Widerspruch des neugewonnenen Menschheitsideals und der widerstrebenden Wirklichkeit bedingt,“ sagt darum Hettner, seine frühere enthusiastische Charakteristik unserer sogen. klassischen Literaturepoche bedeutend damit limitirend, am Schlusse der betreffenden Ausführung; ebenso wie er dem Satze, in welchem er die künstlerische Wiedergeburt hellenischer Art und Kunst durch Göthe als eine moderne Renaissance feiert, den sehr restringirenden Schluß folgen läßt: „Aber fühlbar macht es sich doch, daß diese hohe Idealität unserer größten Geister nicht, wie es naturgemäß sein soll,

von der Welt, in welcher sie lebten und wirkten, gehoben und getragen, sondern unaufhörlich von derselben gehemmt und durchkreuzt wurde. Die naive Sicherheit des Stilgefühls wurde beirrt. Es war schwer und fast unvermeidlich, daß, was zuerst tief innerliche, lebendige Nachbildung gewesen, allmählich (d. h. noch immer in der sog. klassischen Periode, wenige Jahre nach Beendigung der „Iphigemia“) in äußerliche Nachahmung und in allerlei bloß philologische Experimente und Spielerei entartete. Goethe dichtete die kalte verkünstelte „Achilleis“ und verfiel in der „Natürlichen Tochter“, in „Pandora“ und in den dramatischen Festspielen aus dieser Zeit (d. h. der klassischen) in eine wirre Symbolik und Allegorik, von welcher sich seine dramatische Gestaltungskraft nie wieder erholt hat. (Zeuge davon der zweite Theil des „Faust“, in welchem Goethe selbst auf formelle Weise seine Ansichten von der verjüngenden Kraft der antiken Kunstformen, von dem Einflusse der klassischen Kunstanschauungen in Italien, und so vieler anderen derartigen Axiome durch die That widerlegt hat). Ist es nicht, als wolle Hettner selbst sagen: die ästhetische Ausbildung des Menschen gewährt doch nicht das reine freie Menschenthum, sondern höchstens eine Poesie der Poesie, eine Kunst der Kunst, die entweder zum toden dramatischen Formatismus wie in der „Achilleis“ und der „Natürlichen Tochter“ oder zum ironischen, d. h. im Grunde nihilistischen desillirten Kunstgenuß der Romantiker führen muß; auch die antike Kunst gewährt keine untrügliche Panacee, wenn man sie im Veringsten formell anzuwenden sucht, statt auf ihre Principien zurückzugehen und zu sehen, ob diese mit den Grundanschauungen unserer Zeit sich vereinigen lassen.

Mit anderen Worten, der Goethe, der in der antiken Kunst der Poesie den Maßstab der höchsten Schönheit sah, der seine nordische Barbarennatur in Italien, wo „zur Kunstbeschauung des Antiken seines Geistes Auge flott wurde“, abzustreifen und in ästhetischer Wiedergeburt zu erneuen suchte, der Goethe, der das einzige Heil in der antiken Form erblickt, so sehr, daß er den volksthümlichen Stoff von „Hermann und Dorothea“ in Homerische Form zwängte, und die für unser Volksbewußtsein ganz heterogenen und gleichgültigen Stoffe, der „Achilleis“ und „Natürlichen Tochter“, einzig mit Hilfe dieser Form mit Empfindung zu erfüllen und poetisch zu gestalten glaubte — eben dieser Goethe griff in seinen späteren Lebensjahren wieder auf seine voritalienische Zeit zurück und schrieb den zweiten Theil des formlosen „Faust“, ja er wandte sich sogar vom klassischen Griechenland und Italien zu dem barbarischen mohamedanischen Orient, dessen lyrische Formen mit gleichem Eifer cultivirend, wie zwei Jahrzehnte zuvor die der lateinischen Elegiker. Entweder — und dies geht unwiderleglich aus den unparteiisch von Hettner mitgetheilten Daten hervor — ist die Apotheose der Antike und der halbantiken Renaissance, und mit ihr der Cultus des „klassischen“ Goethe nicht aufrecht zu halten, oder Goethe ist sich muthwillig untreu geworden; entweder ist ihm bei seinen klassischen Bestrebungen doch das Unzureichende derselben für unsere Empfindungs- und Anschauungsweise klar geworden, er hat es erkannt, daß die antike Form nicht identisch sei mit der höchsten Schönheit, d. h. der beseelten, oder er ist unfähig gewesen, sein antikes Ideal zu verwirklichen.

Eine gleiche Bewandniß hat es mit dem nach Hettner in Goethe verkörperten Ideale reinen und freien Menschenthums. Aus der ganzen Geschichtserzählung Hettner's geht hervor, daß Goethen alle durch bedeutende sittliche Willenskraft ausgezeichneten Charaktere, wie namentlich Luther, Gustav Adolf, Washington, Friedrich der Große, die Helden der Befreiungskriege u. dgl. wenn nicht geradezu antipathisch, so doch gewiß gleichgültig waren; daß bei andern Charakterhelden der Art nur das pathologische Interesse, das ihnen inwohnt, wie z. B. bei Cäsar, Mohamed, Napoleon, ihn zu fesseln vermochte, oft aber auch, wie bei Napoleon, zu dem verkehrtesten Urtheile verleitete: mit andern Worten, Goethe hatte wenig Sinn für rein ethische

Größe, und die Geschichte, die geschriebenen Denkmäler der ethischen Entwicklung des Menschengeschlechts, hatte, mit der Naturforschung verglichen, überhaupt nur ein höchst untergeordnetes Interesse für den großen Künstler. Während die enthusiastische Verehrung für die Natur, die lebhafteste Theilnahme an der Erforschung derselben fast auf jeder Seite von Goethe's Werken und in jeder Periode sich ausspricht, ja die Naturliebhaberei in den späteren Jahren selbst zum Stiefkinder für ihn wurde, finden wir nur höchst selten hier und da ein ethisch-historisches Interesse berührt oder ausgesprochen, und selten in sympathischer Weise. Das „Pfui, ein politisch Lied, ein leidig Lied“ ist ganz aus Goethe's Seele geschrieben. Wird Hettner auch in dieser Beziehung den „vollen und ganzen Menschen“ in Goethe sehen?

Wie dem nun auch sein möge, trotz der vielfachen Widersprüche, die sich zwischen Hettner's Ansichten über Kunst, Poesie, Künstler, Literaten und den reich über dieselben mitgetheilten Thatsachen offenbaren; bei dem Schwankenden in seinen Urtheilen, von denen oft das zweite das erste limitirt, um vom dritten restringirt und vom vierten reformirt zu werden; trotz der Discrepanz, die so häufig zwischen Hettner's theoretischer Denkart und seiner poetischen Empfindungsweise sich geltend macht, ist sein Buch doch ein vortreffliches, denn es ist überall aus genauester Kenntniß und fleißigster Bewältigung des Stoffes hervorgegangen, überall, auch wo er schwankt oder irrt, aus innigster Ueberzeugung und Empfindung des Dargestellten geschrieben, und mit der geistigen Durchdringung des Stoffes verbindet sich überall das Bestreben nach schöner anziehender Gestaltung in Form und Ausdruck. Wird es dem Verfasser in einer zweiten Auflage gelingen, den geistigen Inhalt seines Gegenstandes tiefer zu durchdringen, sich von der noch immer vorwaltenden rationalistischen Reflexion zur philosophisch-historischen Anschauungsweise zu erheben und dadurch der mannichfaltigen Widersprüche und unconcilen Meinungen Herr zu werden, wird er endlich die häufigen Breiten und Ueberwucherungen, das mitunter Abspringende seiner sonst so lebens- und gestaltungsvollen Darstellungsweise zu vermeiden oder zu beschneiden wissen, so wird er durch den Fortschritt im Vergleich zu sich selbst sich ein ebenso großes Verdienst erworben haben, wie jetzt im Vergleich zu seinen Vorgängern.

Satura. Compositionen von Buonaventura Genelli. In Umrissen gestochen von J. Merz, J. Schütz und A. Spies. Mit einem erläuternden Text herausgegeben von Dr. Max Jordan. Leipzig 1871, Verlagsbuchhandlung von Alphonse Dürr.

Indem diese neue Sammlung Genelli'scher Compositionen das Bild von dem heimgegangenen Meisters großartigem Schaffen vervollständigt, genügt sie einem Gebote der Pietät, dessen Erfüllung alle Verehrer der Genelli'schen Muse mit lebhaftem Danke begrüßen werden. Sie bietet eine interessante Auslese aus theils schon einzeln veröffentlichten, theils noch unbekanntem Blättern geringern Umfangs der später die Herausgabe jetzt noch zurückbehaltener, umfanglicherer Compositionen folgen soll. Der glücklich gewählte Titel „Satura“ deutet auf die bunte Mannigfaltigkeit der dargestellten Gegenstände und wird durch eine von Prof. Th. Grosse entworfene Zeichnung auf dem Umschlag des Heftes — eine mit allerhand Früchten gefüllte Schaal, an deren reichem Inhalt sich eine Gesellschaft von Genien erlabt — sinnvoll illustriert. Neben fertigen, abgerundeten Bildern und neben Entwürfen, die meist zu architektonischem Schmuck bestimmt sind, enthält die Sammlung eine Reihe von Skizzen und Bruchstücken der verschiedensten Art; den Stoffgebieten wie der Behandlung nach für verschiedene Richtungen charakteristisch, können sie der Absicht des Herausgebers gemäß den Umfang von Genelli's Kunstthätigkeit in engem Rah-

men anschaulich machen. Zugleich liegt gerade in dieser Mannigfaltigkeit der Sammlung ein eigenthümlicher Reiz, von dem man erwarten darf, daß er auch auf solche Kreise, in denen die Kunst Genelli's bisher noch wenig heimisch geworden, nicht ohne Wirkung bleiben werde. Auf eigentliche Popularität hat diese Kunst allerdings von vornherein verzichtet; der Geist ihrer eigenthümlichen Schönheit ist von so aristokratischem Stolz, von so rücksichtsloser Idealität, daß er die Sympathie der Mehrzahl stets von sich fern halten wird. Wohl aber kann eine unbefangene und reine Würdigung der Genelli'schen Werke jetzt um so eher möglich erscheinen, als die Schwankungen der leidenschaftlichen Parteianfichten, die eine solche bisher vielfach erschwerte, sich nun nach dem Tode des Künstlers allmählich ausgleichen werden.

Eine höchst dankenswerthe Beigabe ist das biographische Vorwort; es tritt uns darin ein lebensvolles, bei der Wahrheit der Schilderung zugleich poetisch ansprechendes Bild von Genelli's Persönlichkeit entgegen, und die Beurtheilung des Meisters zeigt, wie dem künstlerisch und menschlich Bedeutenden gegenüber die rechte Erkenntniß und Kritik nur aus einer warmen Begeisterung entspringen könne. Die Erläuterungen zu den einzelnen Tafeln sind möglichst knapp gehalten, ohne paraphrasirende, lästige Umschweife; in dieser knappen Form streben sie aber stets, dem Charakter der Darstellungen auch in der Weise des Ausdrucks gerecht zu werden, so daß sie die Stimmung des Betrachters nicht stören, wie sonst wohl häufig der Fall, sondern sie eher anregen.

Die äußere Ausstattung des Werkes ist von einer reichen und geschmackvollen Eleganz, wie wir sie bei den Werken der Dürer'schen Verlags-Handlung stets zu finden gewohnt sind. L.

Aus den heiligen Höhen der christlichen, aus dem ambrosischen Gewölke der griechischen Mythologie, in welche uns die vorerwähnten beiden Werke von Führich (vgl. Heft 51) und Genelli versetzen, führt uns das dritte Werk, dessen wir zu gedenken haben, in die Traulichkeit des umgebenden Lebens zurück. Propheten rechts, Propheten links, steht als Weltkind in der Mitten ein stets mit Freude begrüßter Gast, der berliner Kinderdichter Oskar Pletsch. Hat er seine kleinen Lieblinge bisher meist in den vier Wänden aufgesucht, wo die Stadtpflänzchen, die ihm besonders ans Herz gewachsen sind, sich heimisch fühlen, so lockt er sie diesmal ins Freie hinaus. „Auf dem Lande“ ist das neueste Heft betitelt, das uns eine Reihe allerliebster anspruchsloser Scenen zu sehen gibt, wie wir sie alle tausendmal selbst beobachtet haben und doch zum tausend und ersten Male mit derselben Lust betrachten. In anmuthiger, stets harmonisch entsprechender Staffage wallen die Gruppen vorüber: bald Kurzweil der Kinder untereinander, bald der Verkehr der kleinen Unbeholfenen mit anderem Alter, bald der läppische Umgang mit Thieren oder heiteres Getümmel, Schabernack und allerhand tolle Striche bilden den Inhalt, und durch Alles hindurch geht der Humor des Spieles, der Grundaccord aller Poesie und Schönheit. Nirgends begegnet ein sentimentaler Zug oder irgend etwas Krankhaftes. Pletsch versteht eben, daß das Kind, wie es da geht und steht, Gedicht genug ist, und er vermag fast immer es in seiner Unmittelbarkeit festzuhalten. Mit Freude nehmen wir dabei aber zugleich eine Steigerung nicht bloß seines künstlerischen Vortrags, sondern auch seines Verständnisses für den Gegenstand wahr. Nach beiden Richtungen ist es die erhöhte Einfachheit, die sich diesen Blättern manchen ihrer älteren Geschwister gegenüber nachrühmen läßt. Die Freude am Engen und Kleinen, welche den Zauber an den Gebilden des echten Genremalers zumeist ausmacht, spricht uns allenthalben aufs erquicklichste an, vorzüglich auch in den reizvollen Dertlichkeiten, welche den harmlosen Vorgängen als Bühne dienen. Formgebung, wie Zeichnung haben an Sicherheit und Klarheit gewonnen; mit der

höheren Einfachheit der Auffassung kommt das Wesen der einzelnen Dinge in einem Anflug von Stilisirung zu reiserem Ausdruck. Einen besonderen Fortschritt bekunden die Bilder in ihrer Eigenschaft als Compositionen. Ohne den leisesten Zwang auszuüben, fügt Pletsch seine Gruppen bündiger und runder zusammen, einige davon sind geradezu meisterhaft in diesem Sinne und berühren sich bei aller Selbstständigkeit mit Ludwig Richter's Weise. Es ist ein Schritt aus der prosaischen zur poetischen Erzählungsform, zu dem wir dem Künstler Glück wünschen. Ein Ziel, wonach Pletsch noch zu ringen hat, ist die Harmonie des Vortrags. In der Bleistift- oder Federzeichnung ebnen sich die Gegensätze mehr, die Kraft des Holzschnittdrucks aber läßt zuweilen ein Schwanken in der Massenvertheilung hervortreten und in Folge dessen eine flackernde Beleuchtung, welche leicht unruhig und zerstreut wirkt. Die Holzschnitte selbst sind durchgehends wacker und geschmackvoll behandelt; den Herren Dertel und Günther, welche sich in die Aufgabe getheilt haben, gereicht die Ausführung zur Ehre. Das Bilderbuch selbst, ein Erzeugniß holden Friedens, möge durch den Gegensatz zu unserer heutigen Stimmung nicht rauh berührt werden. Es gibt in seiner Weise der Sehnsucht Ausdruck, die uns Alle erfüllt und wenn auch Viele der Unsrigen, die im Sommer ausgezogen, die Heimathflur und ihre stillen Freuden nicht wiedersehen, so mögen die flüchtigen Bilder uns um so dankbarer mahnen, welche Kleinod uns die Kämpfer in der Ferne geschildert und erhalten haben.

Friedrich Bizer, die Genesis der Volkswirtschaft. Zweite Auflage. Stuttgart u. Dehringen. W. Schaber 1871.

Der zweiten Auflage dieser Schrift ist eine Einleitung vorausgeschickt, die den Standpunkt des Verfassers näher begründet und sich polemisch mit den gewöhnlichen Methoden, die Volkswirtschaftslehre darzustellen, auseinandersetzt. Der Verfasser (auch durch seine Schriften über ein Patentgesetz, Armenunterstützung und Freizügigkeit bekannt) stellt der dogmatischen Methode die genetische gegenüber. Ausgegangen wird vom Individuum und dessen Bedürfnissen, wie auch das entwickelte Wirtschaftskreislauf wieder auf den Dienst, den es dem Individuum leistet, zurückbezogen wird. Es sollen die wirtschaftlichen Naturgesetze entwickelt werden, wie sie unabhängig von allem Zusammensein des Menschen in Volk und Staat unverändert dieselben sind, weil sie auf der menschlichen Natur beruhen. Dabei geht der Verfasser überall auf eine schärfere Begriffsbestimmung aus; namentlich wird der Begriff des Capitals anders gefaßt als in der Adam Smith'schen Schule, ein Punkt, über den sich das Vorwort eingehend verbreitet. Es knüpfen sich an diese Begriffsbestimmung auch praktische Folgerungen für das Verhältniß von Capital und Arbeit, überhaupt für die sociale Frage.

Handlexikon der Tonkunst, herausgegeben von Dr. Oskar Paul. Vollständig in 6 Lieferungen. Erste bis dritte Lieferung. Leipzig, Herm. Weißbach 1869. 1870.

Daß ein zuverlässiges, dabei aber auch billiges und bequemes musikalisches Handwörterbuch einem dringenden Bedürfnisse entgegenkomme, wird Niemand bestreiten. Denn so trefflich das neueste wahrhaft gediegene Werk dieser Art (Musikalisches Lexikon auf Grundlage des Lexikons von H. Chr. Koch, verfaßt von Arrey von Dommer, Heidelberg, Mohr 1865) auch genannt werden muß, so ist es doch vermöge seines größeren Umfanges und Preises sowie der strengen, fachwissenschaftlichen Haltung seiner Artikel minder dem großen rathbedürftigen Publikum als den Musikern und Musikkennern zugänglich. Außerdem schließt es leider alles Biographische aus, so daß man also bei Personenfragen genöthigt ist andre Quellen aufzusuchen.

Sehr billig ist nun das vorliegende Handlexikon auch nicht (es wird 3 Thlr. 18 Gr. kosten), bietet dafür aber alles Mögliche. Indessen erregen die bisher erschienenen 3 Lieferungen mancherlei Bedenken. So ist es befremdlich, daß gleich bei der ersten Lieferung auf Nachträge verwiesen wird. Warum nicht mit dem Druck so lange warten, bis das Material in ein Ganzes verarbeitet war? Wie denn überhaupt das Buch allzusehr den Eindruck einer etwas übereilten und ungleichmäßigen Arbeit macht. Artikel, wie Dilettant, S. 266, verglichen mit Contrapunkt, S. 217, lassen angemessene Raumökonomie vermiffen. Die Notizen über griechische Musiker und Dichter sind keineswegs durchgängig aus den nöthigen Quellen geschöpft, wie der Prospect verkündigt, und wenn man aufs Gerathewohl einzelne Artikel prüft, findet man Selbstames mehr als billig. Was soll es heißen, wenn man z. B. liest: „Bergtreyen S. 121 nannte man zu Luther's Zeiten eine Melodie zu einer in Reimverse gebrachten Geschichte.“ Oder noch hübscher S. 96: „Barbarus, Hermolaus, ein am 21. Mai 1553 zu Venedig geborener Gelehrter, von welchem weiter nichts bekannt geworden ist.“ So wird bei Heinrich Frauenlob S. 333 Etmüller's Ausgabe mit Druckort und Jahreszahl ausführlich citirt. Dagegen fehlen diese Angaben, da wo sie nothwendig wären, bei Chrysander's Händel, Jahn's Mozart, und bei Dommer's werthvollen Werken.

Was dagegen an passenden und unpassenden Stellen citirt und immer wieder citirt wird, sind Hr. Dr. Oscar Paul's Schriften; die „absolute Harmonik“, „die Geschichte des Claviers“, und der Name Oscar Paul stehen dicht wie die Telegraphen an der Eisenbahn. Auch einzelne andere Persönlichkeiten werden mit einer Gunst behandelt, die ebenföhr für das Freundesgemüth des Verfassers, als gegen seinen Ruf sprechen ein Lexikon zu machen. — Wenn man z. B. für hervorragende Musiker, wie Hinrichs in Halle keinen Raum hat, so ist es ein schwer qualifizirbares Verfahren, irgend einem unbekanntem Dresdner Musiker und Musikreferenten einen Abschnitt von 9 Zeilen zu widmen und dabei zuletzt „mitzutheilen“, daß seine geistvolle Gattin eine Tochter des Pr. Präsidenten von Kirchmann ist.“ In Summa, das Buch ist eine etwas flüchtige Arbeit, die sich nicht sonderlich von ähnlichen Speculationen unterscheidet. Man wird es daher, wenn man es überhaupt benutzt, nur mit Vorsicht verwenden können, Druck und Ausstattung sind nicht schlecht. —

Annexions-, Kriegs- und politische Literatur.

1. Gustav Venz: Die alten Reichslande Elsaß und Lothringen und ihre Stellung zum neuen Reiche. Greifswald 1870. L. Bamberg. — 2. Adolf Wohlwill: Geschichte des Elsaßes in kurzer Uebersicht. Hamburg 1870. Otto Meißner. — 3. A. Petermann: Das Generalgouvernement Elsaß und die deutsch-französische Sprachgrenze. Gotha 1870. Justus Perthes. — 4. A. Borbstädt: Der deutsch-französische Krieg 1870 nach dem innern Zusammenhange dargestellt. Erste Lieferung. Berlin 1871. E. S. Mittler u. S. — 5. Wolfgang Menzel: Geschichte des französischen Kriegs von 1870. Erste Lieferung. Stuttgart 1870. Adolph Krabbe. — 6. Wolfg. Menzel: Was hat Preußen für Deutschland geleistet? Stuttgart 1870. A. Kröner. — 7. Hermann Baumgarten: Wie wir wieder ein Volk geworden sind. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig 1870. S. Hirzel. — 8. Theodor Delbner: Der Siegeszug der deutschen Idee. Blicke von dem Aeußern auf das Innere. Berlin 1870. A. Duncker (Gebrüder Partel).

Die kleine Annexionsliteratur, der diese Blätter regelmäßig ihre Aufmerksam-